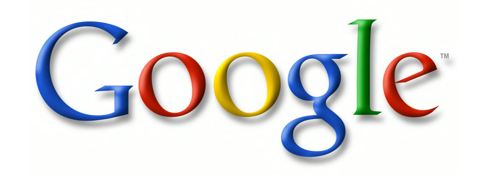


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

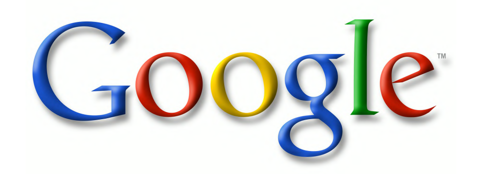
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter http://books.google.com durchsuchen.


8246
39.3

8246.39.3

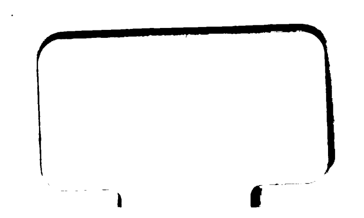
VE RI TAS

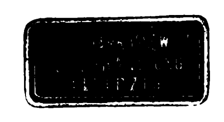
HARVARD·COLLEGE·LIBRARY

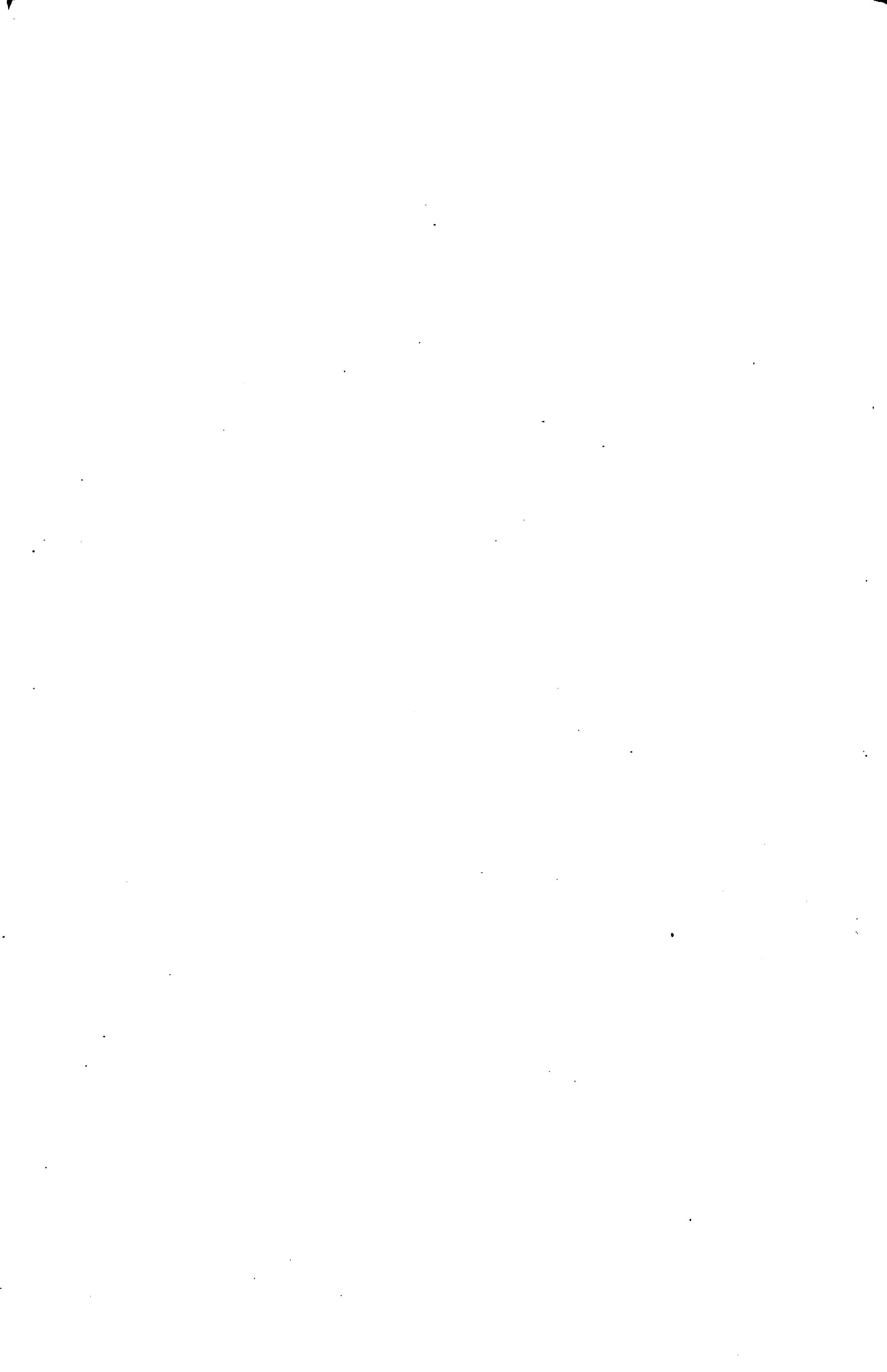
IN MEMORY OF
JAMES JACKSON
LOWELL

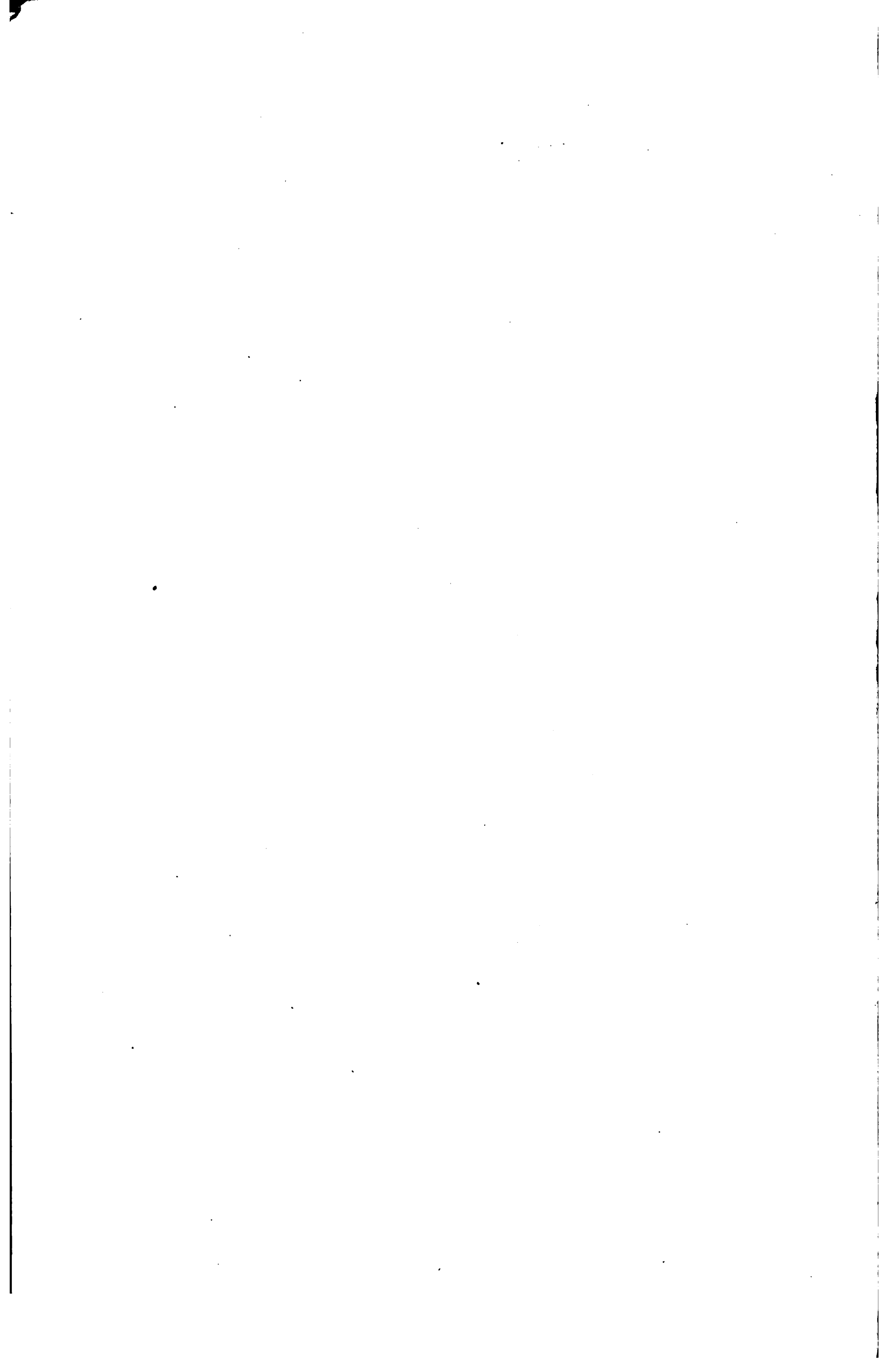
FIRST SCHOLAR OF THE CLASS
OF 1858 ✣ LEFT THE LAW
SCHOOL AT THE OUTBREAK
OF THE CIVIL WAR TO JOIN
THE 20TH MASSACHUSETTS
VOLUNTEER INFANTRY
MORTALLY WOUNDED AT
THE BATTLE OF GLENDALE
JULY 30TH 1862

FROM THE GIFT OF HIS SISTER
HARRIET LOWELL PUTNAM
M·CM·XVII









Der Bedeutungswandel
des
Wortes edel.

Rede
beim Antritt des Rektorats

gehalten am

18. Oktober 1908

von

Friedrich Vogt.

Marburg.
N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.
1908.

82.46.39.3

HARVARD COLLEGE
DEC 6 1924
LIBRARY
J. J. Lowell fund

Hochansehnliche Versammlung!
Liebe Kommilitonen!

In der Festschrift zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum seines Lehrers Savigny wirft Jakob Grimm einen Rückblick auf die ersten Anfänge seiner germanistischen Studien. Es liegt ein feiner poetischer Duft über der Schilderung, wie er als junger Marburger studiosus juris an einem Sommertage des Jahres 1803 aus dem Hause der Barfüsserstrasse den täglichen Weg durch den alten Wendelstieg hinaufgeklommen sei auf den Kirchhof, „von dem sichs über Dächer und Blütenbäume sehnsüchtig in die Weite schaut“; und dann empor zu dem wohlbekannten Häuschen, wo Savigny „sein heiteres und sorgenfreies, der Wissenschaft gewidmetes Leben lebte“, und wo dem jungen Studenten in dem sonnigen Zimmer mit der duftigen Aussicht ins Lahntal, „die sich zauberhafter Wirkung näherte“, die Bibliothek des verehrten Lehrers offen stand. Dort fiel ihm Bodmers Sammlung der Minnesinger in die Hand, und das „seltsame, halb unverständliche Deutsch“ der Lieder des Herrn Jakob von Warte, und Herrn Kristans von Hamle, die er gerade aufgeschlagen hatte, „erfüllte ihn mit eigener Ahnung.“ Das damals aufdämmernde Interesse hat dann seine juristischen Studien begleitet, und als er drei Jahre später als Accessist am kurfürstlichen Kriegskollegium in Cassel mit ansehen musste, „wie ein stolzer, höhnischer Feind in sein Vaterland einzog, und die hessischen Soldaten das Gewehr, dessen rechter Gebrauch ihnen nicht vergönnt

war, nieder auf die Pflastersteine warfen; als alles römische und deutsche Recht mit einem Streiche aufgehoben und der Code Napoléon als Gesetz eingeführt ward“ — da wurden ihm die Rechtsstudien verleidet. „Ich tröstete und labte mich immer stärker am Altertum unsrer edlen Sprache und Dichtkunst, aus welchem auch Seitenpfade in das altheimische Recht einschlugen.“ Eine kuriose Laune des Schicksals gewährte ihm bald darauf, vor jetzt hundert Jahren, als wohlbesoldetem Privatbibliothekar König Jérômes auf Schloss Wilhelmshöhe Mittel und Musse sich ganz dem Studium des geliebten Deutsch hinzugeben. Nach allen Seiten germanischer Altertumskunde erstreckten sich im Laufe der Jahre Grimms Forschungen; ihr eigentlicher Mittelpunkt aber blieb, was ihn zuerst „mit eigener Ahnung erfüllt hatte“, die alte Sprache. Von diesem festen Punkt aus führten ihn verbindende Fäden auf andere Kulturgebiete, weil er die Sprache selbst als Kulturäusserung auffasste. So hat er auch durch jene Festschrift an Savigny, die vom Wort des Besitzes handelt, wie schon früher durch die Abhandlung vom Schenken und Geben, die Wortkunde als Kulturwissenschaft bereichert, und in der Savignyschrift hat er uns die Mahnung hinterlassen: „Man hat in der Etymologie bisher vorzugsweise die äusseren Bestandteile der Wörter, Buchstaben und Laute gepflegt, den Ursprung, Fortschritt und Übergang der Begriffe allzusehr vernachlässigend.“ Hier breite sich der Forschung noch ein weites Feld aus.

Ich konnte es mir an dem heutigen patriotischen Gedenktage beim Antritt des Rektorats der Alma Mater Philippina nicht versagen, ihres grossen Sohnes, unseres germanistischen Meisters, zu gedenken, den die Jahre nationaler Schmach und nationalen Erwachens seiner hohen Lebensaufgabe zugeführt haben. Und so gestatten Sie mir auch, mit der Wahl meines Themas den Weg einzuschlagen, den er mit jenen Worten an seinen Marburger Lehrer den Germanisten gewiesen hat. Ich möchte Ihnen im Sinne jener Mahnung die Geschichte

eines Wortes entwerfen, das Jakob Grimm mit Vorliebe anwandte, das er besonders gern unsrer Sprache beilegte, und das ihm selbst beizulegen niemand zögern wird, der sich erinnert, wie er als einer der Göttinger Sieben um der sittlichen Pflicht willen seine materielle Existenz mutig preisgab: Ich meine das Wort edel.

Edel, ahd. *edili*, ist das Adjektivum zu *Adel*, ahd. *adal*, einem allen germanischen Sprachen gemeinsamen Worte, welches „Geschlecht, Herkunft“ bedeutet und von der Geschichte des Wortes *edel* nicht zu trennen ist. Ein auszeichnender Begriff wohnt dem Worte Adel nicht von vornherein inne, es kann auch im Mhd. noch gelegentlich einfach für lat. *genus* gebraucht werden. Aber anderseits wird es doch auch schon früh mit besonderer Beziehung einmal auf die *legitime* Abstammung und weiter auf das *vornehme* Geschlecht angewendet. Immer ist einer dieser beiden Begriffe verbunden mit den persönlichen Substantiven, die durch Zusammensetzung oder Ableitung aus *adal* gebildet werden, und ebenso mit dem Adjektiv *edel*. So ist die *adilfrouwa* die legitime Frau im Gegensatz zum Kebsweib, der *adalsun* oder der *edele sun* ist der echte Sohn im Gegensatz zum Bastart, dessen ehelich gezeugte Brüder seine *adelbruoder* genannt werden; *adalerbo* ist der Leibeserbe.

Deutlich ist die Beziehung auf national ungemischte Abstammung in Personennamen wie Adalswâb Adalthuring Adalwalach, da solchen einerseits entsprechende Bildungen mit *erkan*, echt, zur Seite stehen, wie Erkanswâp, Erkanwalh, anderseits Namen wie Halbswâb Halbthuring, jedenfalls zur Bezeichnung der halbschlächtigen Herkunft, ihnen gegenübertreten. So werden auch Namen wie Adalfuns Adalram (Alram) Adalhilt Adaltrût, deren zweite Bestandteile nichts über das Geschlecht aussagen und ebensogut in andern Namenbildungen wie Sigifuns Wolfram Kriemhilt Gêrtrût vorkommen, nur die legitime Herkunft der Betreffenden hervorheben, während Adalbreht (Albrecht und Albert) Adalhôh wohl den Mann von

glänzendem, von hohem Geschlecht bezeichnen sollen. Besonders ist der *edelinc* oder der *edele* der Mann aus gutem Geschlecht. Aber wie weit die Grenzen dieses Begriffs im Sprachgebrauch des 9. Jahrhunderts gezogen wurden, zeigt sich, wenn Otfried von Weissenburg in seiner Messiade ebensowohl König Ludwig dem Deutschen wie allen Haus- und Hofbesitzern, die bei der Geburt Christi in ihre Heimatstadt kamen, um sich schätzen zu lassen, das Beiwort *edelinc* gibt. Der Zusammenhang mit dem freien Erbbesitz, der mit einem aus *adal* abgeleiteten Wort *ôdal, uodal* benannt wird, ist hier nicht zu verkennen, und entsprechend gilt bei Sachsen und Baiern das angestammte Zeichen solches Besitzes, das *Hantgemâl* als das äussere Merkmal für den Stand der Edeln. Aber das wesentlichste bleibt doch bei dem Worte edel die Vorstellung von der Abstammung. Ja, in weiter Verbreitung begegnen wir der Voraussetzung, dass die Edeln eigentlich eine besondere Rasse sind. Eine geläufige Bibelauslegung und nach ihr auch z. B. ein österreichischer Dichter aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts, der als Zeichen der Edeln das *Hantgemâl* ansieht, führt ihre Herkunft auf Sem zurück, während von Japhet die freien Erwerbsstände, von Ham alle Unfreien herstammen, zu denen unser Dichter auch noch die Dienstmannen rechnet. In der Edda werden die drei Stände, die Knechte, die Bauern und die Edlen, aus der Verbindung Odins oder Heimdalls mit drei verschiedenen Weibern abgeleitet; jeder der drei Ahnherrn der Stände trägt schon in der äusseren Erscheinung die Merkmale einer besondern Rasse; ja selbst in späterer Zeit, als man mit den Waffen klassischer Gelehrsamkeit für und gegen den Geburtsadel focht, fand solche Rassentheorie noch ihre Vertreter, und man führte mit den kuriosesten Beweisgründen deutsche Adelsgeschlechter auf altrömischen Ursprung zurück.

Die epische Dichtung der Germanen beschäftigt sich nun sogut wie ausschliesslich mit dieser von Geburt bevorzugten Menschenklasse. Nur auf Zuhörer aus diesem Kreise rechnet

sie, in ihre Lebensverhältnisse müssen die Personen der Dichtung hineingerückt werden, wenn sie sich Interesse und Achtung der Zuhörer erwerben sollen. So geschieht es auch mit den Personen der biblischen Geschichte im Heliand wie in frühmittelhochdeutschen Gedichten, und eines von diesen weiss z. B. das Mitleid für die unter Pharaos Tyrannei schmachtenden Juden am sichersten dadurch zu wecken, dass es seinem Publikum vor Augen führt, wie die von Adel Geborenen schmutzige Bauarbeit verrichten, mit ihren weissen Händen den Lehm für den bösen König kneten mussten. Vor allem aber steht das mittelhochdeutsche Volksepos, oder besser das Epos aus der nationalen Heldensage, durchaus in diesem aristokratischen Anschauungs- und Interessenkreise. Es giebt dafür in seiner Sprache kein besseres Merkmal als die Verwendung des Wortes edel zugleich in ihrer Ausdehnung und in ihrer Beschränkung. edel ist seit dem Nibelungenliede das Lieblingsbeiwort des Nationalepos; es wird vor allem den Königen, Fürsten und freien Herren sowie den Frauen und Jungfrauen dieser Stände gegeben, aber, der Entwickelung des Ministerialwesens und des Rittertums entsprechend, wird es mit besonderer Vorliebe auch mit dem Worte Ritter verbunden, ohne dass dabei eine Unterscheidung zwischen Freien und ritterlichen Dienstmannen hervorträte. So wird auch allen zum Rittertum Geborenen schon vor der Schwertleite, den *kinden* wie den *knehten* (Knappen), dies Epitheton zuteil. Keineswegs ist aber deshalb der Unterschied zwischen dem Adel der eigentlich unfreien Dienstmannen und dem freien Geburtsadel vergessen, er wird vielmehr im Nibelungenliede sogar auf die höchsten Fürsten übertragen. Siegfried hat sich, um Brünhilden irrezuführen, als Gunthers Dienstmann ausgegeben, und deshalb hält diese ihn für den zu Zins und Hofdienst verpflichteten Eigenholden ihres Gatten, obwohl sie weiss, dass er König von Niederland und Nibelungenland ist. Sie kann daher sein Weib, das nach der geltenden Rechtsanschauung der „ärgeren Hand“ folgen

müsste, als Eigenmagd schmähen, und die empörte Kriemhild will ihr demgegenüber in der verhängnisvollen Streitscene vor dem Dom beweisen, dass sie *adelfrî* ist. So hat die hohe Einschätzung des Edelfreien gegenüber dem Dienstmann dem Dichter das Motiv hergegeben, aus dem er Konflikt und Katastrophe der ganzen Tragödie sich entwickeln lässt. Die starke Bewertung des Adels überhaupt und die Vorliebe für *edel* als persönliches Attribut für alle zu ihm zählenden Klassen halten auch die späteren mittelhochdeutschen Volksepen fest. Ob jemand *edel* ist oder nicht, bestimmt in erster Linie das Verhalten, das man gegen ihn beobachtet, die Gefühle, die man für ihn hegt.

Über diesen Kreis des persönlichen Standesattributes hinaus geht das Volksepos nur in der Übertragung des Wortes auf konkrete Gegenstände. Vor allem giebt es das Beiwort auch den Dingen, die zur äussern Erscheinung und zum Lebensbedarf des Edeln gehören: sein Leib, seine Stirn, sein Haus, seine Hand, seine Kleidung, seine Ausrüstung und sogar seine Speise sind *edel*. Ferner bezeichnet das Volksepos altem Sprachgebrauch gemäss eine gewisse Aristokratie der drei Naturreiche, indem es durch die Verbindung mit *edel* oder *adel* die höheren vor den geringeren Arten auszeichnet, wie das ja auch uns noch in Wörtern wie Edelstein, Edeltanne, Edelhirsch, Adeler (adelar) geläufig ist. Dagegen herrscht aber, wiederum in Übereinstimmung mit der alten Sprache, im Gebrauch des mittelhochdeutschen Volksepos die Beschränkung, dass das Wort nicht mit abstrakten Begriffen verbunden, dass es besonders auch niemals in der uns am nächsten liegenden Beziehung auf geistige Eigenschaften und auf Handlungen gebraucht wird. So unzähligemal diese Dichter Personen und Gegenstände *edel* nennen, von edlem Geist und Herz, von edelen Empfindungen und Gesinnungen, Taten und Bestrebungen wissen sie durchaus nichts; zu deren Bezeichnung dienen andere Mittel: ein deutliches Zeichen, dass auch da, wo eine Person edel genannt

wird, dies mit ihrer sittlichen Gesinnung und ihrer Gemütsart gar nichts zu tun hat, sondern dass es sich immer nur um eine respektvolle Standesbezeichnung handelt. Redet doch sogar der sterbende Siegfried den Gunther, unmittelbar nachdem er ihn der Mitschuld an dem feigen Meuchelmord geziehen hat, durch den die Ehre seines ganzen Geschlechtes befleckt sei, mit „künic edele" an. Das *edele* ist eben nur ein Teil des Königstitels, den Siegfried dem Herrscher nicht verkürzt, als er seine letzte Bitte an ihn richtet. Es ist einer der vielen Fälle, in denen man beim Übersetzen ins Neuhochdeutsche das mittelhochdeutsche Wort nicht beibehalten kann, ohne den Sinn des Originals anders zu färben oder auch zu entstellen.

Bei der grossen Stilverschiedenheit, welche vom Nationalepos die höfische Epik und den höfischen Minnesang trennt, könnte man in diesen eine Erweiterung des alten Gebrauches von *edel* erwarten. Die Vorliebe dieser Kunstdichter für eingehende Schilderungen und Analysen von Seelenzuständen hätte reichliche Gelegenheit zur Übertragung des Wortes auf das seelische Gebiet dargeboten. Aber bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts hinein findet sich nichts derartiges. Weder Veldekes noch Hartmanns Epen noch Wolframs Parzival noch die ganze Reihe der Minnesänger dieser Zeit weisen ein Beispiel dafür auf. Nur ein grosser Unterschied besteht allerdings zwischen ihnen und dem Nationalepos: sie machen von dem Wort einen ausserordentlich viel seltneren Gebrauch, weil sie überhaupt die ausgefahrenen Gleise des volksepischen Stiles mehr und mehr meiden, und wie vom Kürenberger, Meinloh von Sevelingen und Dietmar von Eist zu den romanisierenden Lyrikern, so können wir von Veldekes Eneide zu Hartmanns Erec und von da zum Iwein und zu Wolframs Epen ein stetiges Abnehmen des Beiwortes edel verfolgen. Wo die Kunstdichter es aber gebrauchen, da dient es auch ihnen nur zur Standesbezeichnung von Personen, vor allem in höflicher Anrede, und als Attribut von Sachen; seine Über-

tragung auf geistige Eigenschaften ist auch ihnen fremd. Und in der Wertschätzung edler Geburt stehen sie keineswegs hinter dem Nationalepos zurück. Wie das Nibelungenlied den idealen Vertreter des Sängerstandes Volker doch erst zum ritterlichen Helden und vornehmen Herren mit eigenen Dienstmannen erhebt, um ihm die rechte Achtung zu verschaffen, und wegen dieses Standes ihn den *edeln spilman* nennt im Unterschied von den typischen Vertretern des gewöhnlichen Spielmannsstandes, Werbel und Swemmelin, die niemals *edel* genannt werden, so hebt auch der grösste der mhd. Kunstepiker, hebt Wolfram von Eschenbach von sich selbst mit allem Nachdruck hervor, dass er von Geburt zum Schildesamt berufen sei und dass er nur für seine ritterlichen Taten, nicht für seine Sangeskunst die Minne hoher Frauen als Lohn beanspruche. Und bei den Helden seiner Dichtungen betont er mit Vorliebe, wie ihre schönen und rühmlichen leiblichen und seelischen Eigenschaften ihnen angestammt, Ausflüsse ihrer edlen Geburt seien, während er anderseits niedrige Gesinnung auch ausdrücklich auf niedrige Herkunft zurückführt. Aber solche Gesinnungen oder die aus ihnen fliessenden Taten selbst edel oder unedel zu nennen, fällt ihm nicht ein.

Die Übertragung von *edel* auf das geistige Gebiet tritt uns zuerst bei Schriftstellern entgegen, die den Seelenadel nicht mehr als den Ausfluss des Geburtsadels, sondern als etwas Selbständiges neben dem Geburtsadel ansehen, und unter den mittelhochdeutschen Dichtern ist es kein andrer als der grosse Antipode Wolframs von Eschenbach, bei dem wir zuerst diesem Umschwung begegnen. Gottfried von Strassburg verwendet natürlich auch noch das Wort in dem alten, herrschenden Sinne. Aber er ist es auch anderseits, der zuerst den Ausdruck *daz edele herze* geprägt hat, und er verbindet damit einen ganz bestimmten Begriff, der für ihn sehr bezeichnend ist und der nicht aus den herkömmlichen Vorstellungen von den ererbten Eigenschaften des Edelgeborenen abgeleitet werden kann. Mit dem ritterlichen Helden- und

Fürstenideal hat dieser Begriff nichts zu schaffen. Man kann sagen: die nächste Verwandschaft des Gottfriedschen *edelen herzen* ist vielmehr die *schöne Seele* der Literatur des 18. Jahrhunderts. Das edle Herz nach Gottfrieds Sinn ist offen für alles Schöne der Welt, für Naturschönheit und Frauenschönheit, für Gesang und Dichtung; es ist auch vor allem inniger Liebe fähig. Was es aber recht eigentlich von der grossen Menge der Alltagsmenschen scheidet, ist, dass es auch das Leid des Lebens und der Liebe nach seinem Empfindungswert auszuschöpfen weiss, während jene allem Kummer aus dem Wege gehen und nur in Freuden leben wollen. Mögen diese oberflächlichen Genussmenschen nach ihrer Art glücklich werden, sie sind dem Tristandichter eine fremde und gleichgültige Welt. Er wendet sich mit seiner Dichtung, die von der Seeligkeit der Liebe auch im Leiden handelt, ausschliesslich an jene auserwählte Gemeinde der „edlen Herzen", mit der er sich eins weiss. Schon dass er, der bürgerliche Dichter, sich selbst zu dieser auserwählten Schar der Aristokraten des Empfindens rechnet, während er anderseits weite Kreise der adelig Geborenen zweifellos von seiner Vorstellung des Herzensadels ausschliesst, zeigt, dass er sich das edle Herz nicht abhängig vom Geburtsadel denkt. Freilich, auch die Armen und Niedrigen hat er nicht im Sinn. Natürliche Anlagen des Leibes und Geistes und wohlangewandter Besitz bilden doch augenscheinlich eine Voraussetzung für sein Ideal, und eine sorgfältige Erziehung zu der Kunst Gott und der Welt zu gefallen ist, wie Gottfried sich ausdrückt, des edelen Herzen Amme. Veredelt wird das Herz besonders auch durch die Beschäftigung mit echter Poesie; so wird sein verfeinertes ästhetisches Empfinden abgestossen durch alles dichterisch Unschöne. Teilweise gleichbedeutend mit dem edelen Herzen, teilweise in etwas unbestimmterem Sinne gebraucht Gottfried den Ausdruck *edeler muot,* und er wendet ihn weit seltener an. Das eigentliche Wesen Gottfriedschen Herzensadels liegt nach alledem in einem vertieften

und verfeinerten Empfinden. Von edlen Handlungen ist bei Gottfried nie die Rede, weder im Sinne der ritterlichen noch in dem der christlichen Moral. Es ist ein Triumph der Empfindsamkeit über das Heldentum, den er in seiner Erzählung von der unbezwingbaren Gewalt der Frau Minne wie in der besonderen Prägung des Ausdruckes *daz edele herze* feiert. Wie dieser so recht eine Schöpfung des Tristandichters ist, sehen wir auch daraus, dass er mit andern Stileigenheiten des Meisters auf seine Schüler in der Dichtkunst übergeht. Nach seinem Vorbilde wenden auch Rudolf von Ems und Konrad von Würzburg sich mit ihren Dichtungen in einleitenden Bemerkungen an die *edelen herzen*, und Konrad von Würzburg gebraucht auch sonst gern den Ausdruck; freilich in viel farbloserem und flacherem Sinn als der Meister.

Fragen wir, woher Gottfried selbst auf diese von allen seinen Vorgängern durchaus abweichende Verwendung und Verbindung des Wortes *edel* gekommen sein mag, so lässt uns seine französische Quelle im Stich. In den Bruchstücken, die uns von ihr vorliegen, kommt nichts entsprechendes vor, und die Einleitung, in der Gottfried gerade den rechten Sinn des Ausdruckes entwickelt, ist sein eigenstes Werk. In andern französischen Dichtungen aus der Zeit vor Gottfried ist gelegentlich vom *gentil cuer* die Rede, aber, soviel ich sehe, nicht in der besonderen Begriffsnüancierung, die für ihn so charakteristisch ist. Ein anderer Zusammenhang bietet sich, wenn wir den Ursprüngen des gesteigerten Empfindungslebens überhaupt nachgehen, wie es in der sentimentalen Kunstpoesie des Mittelalters und vor allem in Gottfrieds Tristan pulsiert. Dies ganze Sichinsichselbstversenken, dies Beobachten und Zergliedern der eigenen Empfindungen und dieser sentimentale Kultus der Minne ist schliesslich religiösen Ursprungs: die Mystik hat der mittelalterlichen Sentimentalitätsliteratur den Boden bereitet, wie der Pietismus der neuzeitlichen. In der mystischen Bibelexegese aber begegnet uns schon seit dem 11. Jahrh. der Ausdruck die *edele sêle*. Er erwächst da aus

den alten Bedeutungen von *edel* einmal als „echt, legitim" und zweitens als „hochgeboren". Vor allem in der Hauptquelle mystischer Anschauungen und mystischer Terminologie, dem Hohenlied Salomos, werden die echten Frauen des Salomo gegenüber den Kebsweibern als die Gott vermählten *edelen Seelen* gedeutet, oder anderswo wird Sarah im Gegensatz zur Hagar als die *edilfrouwa* bezeichnet und ebenso auf die Seele in ihrem Verhältnis zu Gott bezogen, während wiederum an andern Stellen die Seele *edel* genannt wird wegen ihrer hohen Abstammung, der Abstammung nämlich von Gott selbst. So wird denn später in der Blütezeit der deutschen mystischen Literatur die *edele Seele* zu einem Lieblingsausdruck, bei dessen Anwendung bald der Gedanke an ihre göttliche Natur und Herkunft, bald der an ihre liebende Vereinigung mit Gott im Vordergrund steht. Das alleredelste ist diese Vereinigung selbst, und da man sie im ganz nach innen gekehrten, schauenden Leben findet, so ist dieses *edeler* als das wirkende. Das Leben der schaffenden Martha ist nützlich, das ihrer Christus in Liebe hingegebenen Schwester Maria ist edel. So verschieden nun auch die Ziele der Mystiker und die des Weltkindes Gottfried von Strassburg sind, die innere Verwandtschaft ihrer Vorstellungen vom Seelenadel ist nicht zu verkennen. Beiderseits ist der Massstab nicht sowohl das Handeln als das Empfinden, hier die ganz in die kontemplative Gottesminne versunkene *edele sêle,* dort das liebes- und wehmutsselige *edele herze,* das sich gern in *innecl̂ichen gedanc* versenkt und das auch auf Gottes Huld rechnen kann, *der edeler herzen nie vergaz.*

Von dem Begriff der *edlen Seele* geht nun in der mystischen Literatur des 13. und 14. Jhs. die Übertragung des *edel* auf sehr mannigfaltige seelische Vorgänge, Eigenschaften und Handlungen im religiösen Leben aus, die mit dem weltlichen Geburts- und Standesadel keinen Zusammenhang mehr haben, während sich anderseits die Vorstellung von der Gotteskindschaft der edelen Seele weit über das Gebiet der Mystik hinaus in Verbindung gesetzt hat mit anderen, praktischeren Anschauungen

vom Seelenadel. Schon um 1215 begegnet uns bei dem Dichter des „wälschen Gastes“ die Argumentation: väterlicherseits sind wir alle *edel*, nämlich wir sind Kinder Gottes; bewahren wir diese Geburt, die Gotteskindschaft, indem wir das Rechte tun, so haben wir hohen Adel; durch Untugend verwirken wir ihn. Die Schlussfolgerung des Dichters ist:

swer rehte tuot zaller vrist,
wizzet daz der edel ist.

Damit haben wir die Übertragung des Begriffs edel auf das moralische Gebiet, und diese erobert sich doch erheblich weitere Kreise und bleibt auch in engerer Beziehung zu dem alten und eigentlichen Gebrauch des Wortes als seine Übertragung auf das weltliche und religiöse Empfindungsleben. Wir sahen, dass die alte Auffassung hervorragende Eigenschaften wie des Körpers so auch des Geistes als Ausfluss der edlen Abstammung betrachtete. Es war natürlich, dass man die Betätigung dieser Eigenschaften von dem Edelgeborenen in seiner Lebensführung erwartete, dass man auf sie selbst das Wort edel übertrug und dass man es auch schliesslich nur dem zugestehen wollte, der diese Eigenschaften besass. Bei dem allen war die Gewöhnung an die christliche Hervorkehrung des moralischen Massstabes gewiss von grosser Bedeutung; bezeichnete doch auch die Mystik schon die guten Werke als die edelen Kinder, welche die edele Seele in ihrer Ehe mit Gott gebiert; aber auch reale Verhältnisse und anderseits der Einfluss antiker Anschauungen kamen in Betracht. Tatsächlich gab es ja schon längst nicht nur einen Geburtsadel, sondern auch einen Verdienstadel, seit dem Aufrücken der Dienstmannen, und seit die Könige auch Nichtritterbürtige in den Ritterstand erheben konnten. Mochten auch erst die Enkel eines so Ausgezeichneten eigentlich edel werden, deren Geburtsadel reichte doch nicht in eine dunkle Vorzeit zurück, in der für die fabulose Rassentheorie des Adels Platz gewesen wäre, sondern ihr Adel war durch die Tüchtigkeit — d. h. mhd. die *tugent* — der Vorfahren geschaffen. Und

das entsprach nun auch der antiken Theorie, die auf Aristoteles Politik zurückging und besonders seit dem 13. Jahrhundert wieder lebendig wurde, dass der Adel aus *tugent* (*virtus*) und Reichtum der Vorfahren abzuleiten sei. Liess die moralisierende Betrachtungsweise den Reichtum gegen die *tugent* zurücktreten, so lag es nahe weiter zu argumentieren, dass die eigene Tugend doch mehr wert sei und also auch höhere Ansprüche gewähren müsse als die der Ahnen, und wieder konnte auch diese Auffassung sich auf klassische Gewährsmänner stützen, wie Cicero, Seneca, Boethius, ja auch auf Aristoteles selbst.

Aus diesen verschiedenen Quellen fliessen nun Anschauungen über den Adel, denen wir seit dem zweiten Decennium des 13. Jahrhunderts in deutschen erzählenden und Lehrgedichten wie in der lyrischen Spruchpoesie häufig begegnen, und nicht nur bei geistlichen und bürgerlichen sondern auch bei ritterlichen Dichtern. Verschieden im einzelnen, hier den Wert adliger Geburt anerkennend, dort ihn rundweg ablehnend, stimmen sie doch darin überein, dass das Wesen des Adels im sittlichen Werte ruhe, in der *tugent,* die nach der Anschauung des Zeitalters zugleich gutes Benehmen mit einschliesst. „Hohe Geburt ohne Tugend ist verloren wie ein Korn in den Rhein geworfen; wer Tugend hat, ist wohlgeboren und bringt sein Geschlecht zu Ehren; ich habe mir lieber einen Niedern, der nach Ehre strebt, als einen Hohen Tugendlosen zum Freund erwählt“ — so spricht ein alter Ritter in einer poetischen Sittenlehre an seinen Sohn. „Es giebt zweierlei Leute von Adel“ singt der ritterliche Reinmar von Zweter, „der eine ist edel durch sein Geschlecht und dabei selbst ein Narr; der andre ist edel durch seine Tugend und nicht von hohem Stande“; wem die Weisen bei einem Wettkampf der beiden um Ehre den Preis geben würden, sei nicht zweifelhaft. Und im Gedicht von Meier Helmbrecht spricht der alte Bauer zu dem hochfahrenden Sohn, der durchaus ein Ritter werden will: „Sohn, willst du edel sein, so

handle edel," und das *edel ist, der edellîchen tuot* ist jetzt eine verbreitete Formel. Freidank hat diesen Gedanken zuerst unter den deutschen Dichtern ausgesprochen mit den Worten:

„swer tugende hât ist wol geborn,
ân tugent ist edele gar verlorn;
der man sî eigen oder vrî,
swer von geburt nicht edel sî,
der sol sich edel machen
mit tugentlîchen sachen."

Damit ist denn schon an Stelle des Geburtsadels ein jedem Menschen offen stehender Adel der persönlichen Tüchtigkeit gesetzt, und das Wort *edel* ist aus der sozialen- und Rechtssphäre ganz in die sittliche hinübergezogen.

Die grossen Bewegungen des 13. Jahrhunderts, die Erweiterung des geistigen Horizontes, das Erwachen der Kritik an der überlieferten Ordnung, das Aufstreben des Bürgertums bilden den kulturellen Hintergrund für solche Anschauungen. Sie sind keineswegs auf Deutschland beschränkt; sie begegnen uns ebensowohl in Frankreich und namentlich in Italien, wo die Frage „Geburtsadel oder Tugendadel," d. h. Adel des Tüchtigen, ganz besonders zu einer brennenden politischen Machtfrage wurde und eine lange Reihe philosophischer, poetischer und rhetorischer Erörterungen hervorrief. Sie war dort schon mehrfach behandelt worden, so in einer dem Thomas v. Aquino zugeschriebenen Schrift und in einer sehr verbreiteten „Blütenlese der Tugend," als Dante ihr nachsann. Selbst einer altadligen Familie entstammt, selbst von den Kämpfen der Stände aufs schwerste heimgesucht, hat er seine Gedanken über den Gegenstand in verschiedenen Fassungen und nicht ohne Wandlungen vorgetragen. Der philosophischen Theorie huldigt er in einer seiner philosophischen Canzonen und in deren Auslegung im Gastmahl: der Adel hängt von der Tugend ab, nicht die Tugend vom Adel. Aber die Anlage zur Tugend ist der Seele schon bei ihrer Geburt von Gott verliehen, und wie der Dichter dann Entwickelung und Äusserungen dieser

Tugend in den vier Lebensaltern vorführt, das lässt doch erkennen, dass er bei diesen Vertretern des Seelenadels nur eine höhere Gesellschaftsklasse im Auge hat. In der göttlichen Komödie lässt er den Adelsstolz, der des gemeinsamen Ursprungs aller Menschen vergisst, bestrafen, und wenn er selbst sich durch solche Empfindung gehoben fühlt, als er im Paradies seinen erlauchten Ahnherrn erblickt, so weiss er doch, dass der Adel „ein Mantel ist, den die Scheere der Zeit von Tag zu Tag kürzt, wenn nicht der Träger selbst ihm immer wieder etwas hinzusetzt.“ In der „Monarchie“ endlich setzt er den nach Aristoteles durch Tugend und Reichtum der Vorfahren ererbten Adel ausdrücklich neben den durch eigene Tugend erworbenen; aber man darf nicht übersehen, dass es sich ihm hier lediglich um den Beweis handelt, dass den Römern das Imperium gebühre, weil sie nach der Trefflichkeit der Ahnherrn die edelste Nation seien. — Mit aller Schroffheit vertritt dann Petrarca in seinen Dialogen „de remediis utriusque fortunae“ die ausschliessliche Anerkennung des Adels der persönlichen Vortrefflichkeit, unter völliger Verwerfung eines angeborenen Adels, und er prägt die Worte: „claritas non nascendo quaeritur sed vivendo“ und „verus nobilis non nascitur sed fit.“ Dieselbe Ansicht lässt Poggio in seinem Gespräche vom Adel den Humanisten Niccolò Niccoli gegen Lorenzo Medici verteidigen, und in literarisch wirksamerer Form als die ziemlich trockenen Dialoge Petrarcas und Poggios stellte ein lateinisches Streitgespräch des Buonaccorso oder Lionardo Aretino die beiden Anschauungen sich gegenüber. Zwei junge Römer werben um die schöne, hochgebildete und tugendhafte Senatorentochter Lucretia. Der eine, von altem Adel und übermässigem Reichtum, bringt sein Leben mit üppigem Zeitvertreib hin; der andre, von niederer Herkunft und kleinem Besitz, hat sich ganz den Wissenschaften und dem Wohl des Vaterlandes gewidmet, dem er auch durch Kriegstaten schon hervorragende Dienste erwiesen hat. Die Schöne erklärt, sie wolle den Edleren der beiden zum Manne haben; die Entscheidung darüber kommt

an den Senat, und nun entwickelt jeder der beiden Bewerber in einer mit allem Zierrat humanistischer Rhetorik und vielen historischen Beispielen ausgestatteten Rede alle Gründe, die dort für den Geburtsadel, hier für den rein persönlichen Seelen- und Tugendadel sprechen. Es unterliegt keinem Zweifel, dass der Verfasser auf der Seite des edlen Tugendhaften steht, dem er auch das letzte Wort lässt, aber wer von beiden die Hand der schönen Lucretia erhalten hat, verschweigt er seinen Lesern.

Diese Adelstraktate der Italiener kamen nun auch nach Deutschland und erregten dort im 15. Jahrh. grosses Interesse. Die „Blütenlese der Tugend" wurde in Poesie und Prosa verdeutscht, Petrarcas Gespräch wurde vielfach benutzt, der Streit der beiden Jünglinge um Lucretia wurde von Albrecht von Eyb und von Niklas von Wyl ins Deutsche übersetzt und im lateinischen Original von dem Züricher Felix Hemmerlin seinem dickleibigen, kuriosen *De Nobilitate et Rusticitate Dialogus* einverleibt; Poggio wurde besonders von dem oberrheinischen Humanisten Peter von Andlau in seinem *Libellus de Caesarea monarchia* „der ersten Darstellung des deutschen Staatsrechtes" benutzt.

Wir sehen: nach den Aussprüchen deutscher Dichter des 13. Jahrh., die wir kennen gelernt haben, bieten diese Italiener den Deutschen in der Hauptsache nichts Neues. Die Grundgedanken über das Wesen des Adels, über den wahrhaft Edeln, und die Prinzipien der Beweisführung waren längst bekannt. Aber die schmuckreiche Rhetorik, die Beispiele aus der Geschichte und das Hinzutreten mancher einzelnen Gründe und Gesichtspunkte, die zum teil aus den besonderen Verhältnissen der italienischen Renaissance entsprangen, verschafften dieser neuen Literatur in Deutschland Beifall und Einfluss.

Von diesen Gesichtspunkten verdient besonders der Beachtung, dass auch die Pflege der Wissenschaften als hervorragendes Mittel zur Erwerbung des Geistesadels gepriesen und dem herkömmlichen Zeitvertrieb des Adels, wie dem Waidwerk,

auch als vornehmere Beschäftigung gegenübergestellt wird. Gerade dieser Punkt wurde schon von Peter von Andlau dem deutschen Adel eindringlich zu Gemüte geführt, und Ulrich von Hutten hat in einem berühmten Brief an Wilibald Pirckheimer dieser humanistischen Auffassung des *„noblesse oblige“* aus lebhafter persönlicher Empfindung heraus schönen Ausdruck gegeben, nicht ohne zornigen Hinweis darauf, wie sich seine deutschen Standesgenossen in diesem durch die Studien zu erringenden Geistesadel von den Niedrigstgeborenen überholen lassen.

Und gerade auf diesem Gebiete blieb es nicht bei idealen Begriffen. Den Gelehrten gelang es wirklich in den Adelsstand einzudringen und an seinen Rechten teilzunehmen. Die italienischen Rechtsgelehrten hatten aus dem Corpus juris neben den bevorrechteten *milites militiae armatae*, der Ritterschaft des Waffendienstes, und einer analog konstruierten *militia coelestis*, dem geistlichen Stande, auch eine *militia legum*, eine Ritterschaft des Rechtsdienstes, herausgedeutet, und diesen Begriff dann besonders auf die juristischen Doktoren angewandt, die danach als *nobiles*, als Edle zu gelten hatten. Sie hatten ferner aus einem im 4. Jahrh. für die Professoren der Grammatik, der Philosophie und der Rechtskunde in Konstantinopel erlassenen Gesetz gefolgert, dass jedem Doktor, der 20 Jahre an einer Universität gelehrt habe, die Grafenwürde zustehe. Zur Stütze dieser juristischen Deduktionen wurde nun auch jener allgemeine Grundsatz angewendet, dass der durch persönliche und besonders auch durch wissenschaftliche Verdienste erworbene Adel höher stehe als der Geburtsadel. Mit der Gründung der Universitäten und der Rezeption des römischen Rechtes wurde der Doktoradel auch nach Deutschland übertragen. Die Promotion wurde in Parallele zum Ritterschlag gesetzt. Schon in einer Promotionsformel aus dem Ende des 14. Jahrh. wird dem juristischen Doktor unter ausdrücklicher Aufnahme in den Orden der Ritterschaft des Gesetzes auch der ritterliche Schwertgurt ganz

wie bei der Ritterweihe verliehen, und im 15. Jahrh. vertritt Peter von Andlau in seiner erwähnten Schrift in engstem Zusammenhang mit der humanistischen Theorie auch die Lehre vom Adel der Doktoren und dem Grafenrang derer, die 20 Jahre docierte haben. Was die Erhebung der Doktoren in den Adelstand sachlich begründete, war seit der Aufnahme des römischen Rechts das Bedürfnis nach gelehrten Juristen in den höheren, nur aus Adligen zusammengesetzten Gerichten, und die hohen Stellen, die die juristischen Doktoren in diesen wie in den fürstlichen und städtischen Regierungen und Verwaltungen erlangten, gaben ihrer Würde eine reale Grundlage, während man sich für den Adelsrang der eigentlichen, an den Universitäten lehrenden Doktoren auf deren Disziplinargewalt über die Scholaren berief. Als aber die Doktorpromotionen an den deutschen Universitäten immer häufiger und damit auch die Anzahl der Doktoren ohne Amt immer grösser wurde, als sogar der Doktortitel ohne Promotion von jedem Pfalzgrafen verliehen werden konnte, sank natürlich das Ansehen der Doktorwürde, und von den Adelsrechten des Doktorstandes wurde eins nach dem andern abgebröckelt. Dazu kam, dass der Gedanke des Doktoradels in Deutschland niemals populär geworden war. Nicht nur die adlig Geborenen, auch die breite Masse des Volks wollte davon nichts wissen. Für die spitzfindige Begründung aus dem römischen Recht hatte sie keinen Sinn, die Tätigkeit dieser Doktoren oder „Juristen“ aber — denn man hatte immer dabei die Lehrer, Anwälte und Richter römischen Rechtes im Auge, die in der Tat in erster Linie bei dieser Doktorfrage in Betracht kamen — ihre Tätigkeit hielt man in weitesten Kreisen für ein nationales Unglück und griff sie aufs heftigste an. So lässt Felix Hemmerlin in seinem Dialog vom Adel den Bauern Gott anrufen, dass er die Juristen vom Erdboden vertilgen möge, als des Teufels Spielleute, die gemästeten doppelzüngigen:

Dirue juristas, Deus, ut Satanae Citharistas!
O deus, extingues hos pingues atque bilingues!

So klingen Spott, Zorn und Klage über sie auch aus der deutschen bürgerlichen Dichtung des 16. Jahrhunderts. Die aufständigen Bauern verlangen in den Heilbronner Artikeln, dass die Doktores des römischen Rechts zu keinem Amt oder Gericht gebraucht werden; selbst die deutschen Humanisten, die den akademischen Graden als Zubehör des scholastischen Universitätsbetriebs abhold sind, wollen von ihnen nichts wissen, und Ulrich von Hutten, bei dem sich freilich diese Abneigung mit der Eifersucht des Geburtsadels verbündet, bezeichnet in seinem Dialog „die Räuber", die Doktoren, die in Fürstenräten und Fürstenhöfen mehr und mehr den Adel verdrängen, nächst den Pfaffen als die schlimmsten Ausplünderer Deutschlands, während er über das bisschen Raubrittertum seiner adligen Standesgenossen den Mantel der Liebe breitet. Am längsten behaupteten die Doktoren noch in den freien Reichsstädten ihre hohe Stellung; die Fürsten kehrten im 17. Jahrhundert zur Bevorzugung des Geburtsadels in den hohen Ämtern zurück. Die Hessen-Kasselsche Rangordnung von 1762 setzt die Doktoren in eine Klasse mit den Kammerdienern, Bereitern, Büchsenspannern und Hofkonditoren, und wenn sie auch wohl vereinzelt dasteht, so hat sich doch die Gleichstellung der Doktoren mit den Rittern nirgend gehalten.

Von dem Adel blieb schliesslich nur das Prädikat *edel*, *nobilis* übrig, dass den Doktoren auch im 18. Jahrh. noch ausdrücklich zugebilligt wurde, aber doch nicht ohne Unterscheidung von den Geburtsadligen. So wurde in Österreich festgestellt, dass den adligen Räten der Ehrentitel „Edeler und Vester Herr N. N.", den Doktoren der Titel „Edler hochgelehrter N. N.", aber ohne „Herr" oder „Herr von", zustehe. In lateinischer Titulatur ist das: *vir* (nicht *dominus*) *nobilis et doctissimus*", und indem das „*nobilis*" im umgekehrten Verhältnis zu der sinkenden realen Bedeutung des Doktoradels gesteigert wurde, ergab sich der „*vir praenobilissimus et doctissimus*", der noch heute auf unsern Diplomen prangt als einziger hochtönender Rest des Doktor-

adels. Ihm entspricht als deutsches Prädikat „hochwohledel und hochgelehrt.“ Aber wenn sich das auch auf alten feierlichen Dedikationen und dgl. findet, in die lebendige Sprache ist weder das „hochwohledel“ noch das einfache „edel“ als Beiwort des Doktors eingedrungen: Der „edle Ritter“ hat sich in der Sprache behauptet, der „edle Doktor“ ist ihr stets fremd geblieben.

Für den Geburtsadel fiel eben doch immer schliesslich die Macht der alten einheimischen Tradition entscheidend ins Gewicht, mochte auch die Ritterwürde schliesslich ebensowenig reale Unterlage behalten wie die Doktorwürde, mochte der Briefadel an sich ebensowenig mit dem Prinzip des Geburtsadels vereinbar sein wie die pfalzgräflichen Diplome mit dem des Doktorats, mochten Raubritter und Bauernschinder eine noch handgreiflichere Sündenlast auf den Adel häufen als die romanistischen Rechtsverdreher auf den Doktorenstand.

Auch die schöne Idee des Tugend- und Seelenadels konnte diese Macht nicht überwinden. Peter von Andlau konstatiert das mit Schmerz; dabei ist er aber selbst noch in den alten Vorstellungen vom Rassenadel befangen und ebenso wie Felix Hemmerlin ein Vertreter der Idee vom römischen Ursprung deutscher Adelsfamilien. Niklas von Wyl widmete seine Übersetzung jenes Dialogs von der schönen Lucretia dem Grafen Eberhart im Bart von Würtemberg mit der verbindlichen Wendung, dass dieser die Frage unparteiisch entscheiden könne, da er sich ebenso durch Gemütsadel wie durch Geburtsadel auszeichne, und zum Beweise des Letzteren leitet Wyl Eberharts väterlichen Stammbaum von Romulus, den mütterlichen von Abraham ab. Man kam schliesslich doch immer wieder auf den alten Behelf zurück, zwei Arten von Adel, den der Geburt und den des Gemütes, nebeneinanderzusetzen. So wurde auch das Wort *edel* trotz allen Übertragungen auf geistig seelische Eigenschaften und sittliche Handlungen, daneben als Standesbezeichnung im alten

Umfang festgehalten. In der Amts- und Rechtssprache wurde nach wie vor die Gesammtheit der Laienstände in „edel und unedel“ zusammengefasst, und in der offiziellen Titulatur wurde sorgfältig geschieden zwischen dem Edeln schlechthin, als dem Freiherrn, der über dem Ritter, und dem Edelmann und Edelknecht, der unter dem Ritter rangierte; einen Bürger aber edel zu nennen, das bezeichnet Niklas von Wyl in einer Anweisung zur Titulatur als ebenso „strafbar“, als wenn man sagen wollte: „Der Mönch betet ritterlich“ oder: „der Ritter kämpft andächtig“.

An dieser Sachlage hat auch die Folgezeit zunächst nichts geändert. Wenn auch in der Dichtung sogar gelegentlich der verachtete Bauernstand als der edelste von allen gepriesen wird, weil er nächst Gott die ganze Welt erhalte, wenn auch der Grundsatz, dass der Edelgeborene sich seinen Adel verdienen müsse und auch in den Wissenschaften mit den andern Ständen wetteifern solle, nicht in Vergessenheit gerät, die tatsächlichen Verhältnisse führten im Laufe des des 16. und 17. Jahrh., doch vielmehr zu einer Verschärfung als zu einem Ausgleich der Standesunterschiede. Der Idealismus, der diese zu überbrücken suchte, die Verinnerlichung des Empfindens, die auch den Adelsbegriff verinnerlichte, sie wurden erst in der Periode der Wiedergeburt der deutschen Dichtung im 18. Jahrhundert wieder lebendig. Während in der älteren Sprache sich *edel* schlechthin immer noch auf die Abstammung bezog, seine Übertragung auf das Sittliche und Seelische aber erst durch den Zusammenhang kenntlich gemacht werden musste, hat sich durch die poetische, philosophische und kunstwissenschaftliche Literatur seit der Mitte des 18. Jahrhunderts die Umkehrung jenes Gebrauches vollzogen, so dass jetzt *edel* an sich in jenem übertragenen Sinne verstanden wird, die alte Beziehung auf den Geburtsadel aber durch seine Verbindung mit Worten aus diesem Begriffskreise verdeutlicht werden muss, und diese Beziehung wird umsomehr eingeschränkt, als das ursprünglich mit *edel*

ganz gleichbedeutende, aber seltener gebrauchte *adelig* hier mehr und mehr an Stelle des edel getreten ist.

Auch diesem modernen Gebrauch des Wortes edel hat vor allem Klopstocks Sprache die Bahn gebrochen. Seit den Tagen des mittelhochdeutschen Volksepos hat wohl keiner das Wort mit solcher Vorliebe gebraucht wie er, aber die Gebrauchsweise, die im Volksepos die einzige war, meidet Klopstock ganz. In der „Gelehrtenrepublik" lehnt er die Beziehung von „edel" auf den Adel der Geburt ausdrücklich ab. Die „Edeln", wie er sie gerne schlechtweg ohne weitern Zusatz nennt, bilden für ihn lediglich eine Aristokratie des Geistes. Die kleine auserwählte Schar gleichgestimmter Seelen, an die er seinen Messias richtet, die er in seinen Wingolfoden feiert, sind ihm die „Wenigen Edeln" neben der grossen Menge der „Unwissenden", d. h. derer, die den Sinn des Edeln nicht verstehen. „Denn den Unwissenden hat, was das Herz der *Edeln* hebet, stets sich in dämmernder Fern' verloren". Die Aussonderung der durch Herzensadel Ausgezeichneten als des Kreises, an den er sich mit seiner Dichtung wendet und dem er sich durch Freundschaft verbunden weiss, erinnert ja lebhaft an Gottfried von Strassburg. Aber Gottfrieds einseitige Richtung auf das Minneleben und vollends die sinnliche Färbung Gottfriedscher Minne sind Klopstock fremd. Das Sentimentale findet sich bei Klopstock nicht ohne übersinnlichen, besonders nicht ohne moralischen Einschlag, und diese Richtung beherrscht seinen Gebrauch des Wortes edel. Empfindungen und Gedanken, Gesinnungen, Bestrebungen und Taten, die über Triebleben und Egoismus hinaus in die Welt der Ideale ragen, sind edel. Klopstock gebraucht das Wort namentlich in den Oden im Übermass und Überschwang und nicht ohne Selbstgefälligkeit. Er nimmt nicht Anstoss, seiner Fanny zu versichern, dass sie wohl einen Beglückteren aber nicht einen Edleren lieben könne als ihn. Und in demselben Geiste beteuert auch das „deutsche Mädchen" von sich selber „ich hab ein Herz, das edel ist und stolz und gut." Klopstocks

Dichtungen und manches geflügelte Wort das ihnen entstammt, haben seinen Lieblingsausdruck in weiteste Kreise getragen und die Vorliebe und das Interesse seiner Zeit für Wort und Begriff *edel* gesteigert.

Schillert dieser bei ihm oft genug ins Unbestimmte, so haben andre ihm ein festeres Gepräge gegeben. Winckelmann gab ihm in Beziehung auf die künstlerische Form seine bestimmte Nüancierung durch das Wort von der „edlen Einfalt und stillen Grösse der griechischen Statuen.“ Kant definierte in seinen „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und des Erhabenen“ das Edle als eine besondere Art des Erhabenen, die das Gefühl ruhiger Bewunderung erregt. Er verband das Edle und Einfältige nicht nur wie Winckelmann im ästhetischen sondern auch im moralischen Sinne. Von dichterischen Kunstwerken fallen nach ihm Vergils Aenëis und Klopstocks Messias ins Edle. Durchaus im moralischen Sinne gebraucht er den Ausdruck: *das edle Herz*. Er legt es dem aus Grundsatz Tugendhaften bei, der sich des Gefühls von der Schönheit und Würde der menschlichen Natur bewusst ist. Die Tugend der Frau ist eine schöne, denn die Frau meidet das Böse weil es hässlich ist. Die Tugend des Mannes soll eine edle sein, nämlich die Tugend aus Grundsatz. Kant meint daher, dass die Männer, im Unterschied zu dem schönen Geschlecht, Anspruch auf den Namen des edlen Geschlechts machen könnten, wenn es nicht von einer edlen Gemütsart erfordert würde, Ehrennamen abzulehnen und sie lieber zu erteilen als zu empfangen.

Vom Studium der Kantischen Philosophie kommend, hat Schiller sich in den philosophischen Schriften der Jahre 1793—95 um die philosophische Definition des Wortes, das auch er in seinen Dichtungen gern gebrauchte, mehrfach bemüht. Das Edle ist ihm zunächst im Gegensatz zu dem rein Sinnlichen, dem Gemeinen, das Vernunftgemässe, bald aber bezieht er es auf jene ästhetische Zwischenstufe zwischen Physischem und Moralischem, wie er sie besonders in den

Briefen über die ästhetische Erziehung konstruierte, und hier sieht er dann das Kennzeichen der edlen Seele in der „geistreichen und ästhetisch freien Behandlung gemeiner Wirklichkeit.“ Er setzt dabei für die *„edle Seele“* eine Läuterung und Verschönung des Begehrens voraus, wie er sie in der Abhandlung über Anmut und Würde der *„schönen Seele“* in Gestalt einer zur Natur gewordenen Verschmelzung von Neigung und Pflicht zuschreibt. Und wie er deshalb von der schönen Seele sagt, dass ihr ganzer Charakter sittlich ist, nicht eigentlich ihre einzelnen Handlungen, dass sie kein andres Verdienst hat als dass sie ist, ganz so singt er von der edlen Seele:

Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen
zahlen mit dem was sie tun, edle mit dem was sie sind.

Auch Goethen hat der Begriff des Edeln beschäftigt; aber, wie das seiner Art entsprach, er hat ihn nicht sowohl philosophisch zu zergliedern, als aus den realen Verhältnissen des Lebens festzustellen gesucht. Im Wilhelm Meister hat er den Unterschied des Vornehmen und Edeln abgewogen. Er betrachtet da als das Wesen des vornehmen Betragens das sorgfältig und umsichtig abgemessene Verhalten zur Umgebung, bei welchem man, in jedem Momente gefasst, mag es innerlich stürmen wie es will, ein äusseres Gleichgewicht erhält; und wenn er dann fortfährt: „Der edle Mensch kann sich in Momenten vernachlässigen, der vornehme nie“, so zeigt dies auf den ersten Anblick vielleicht überraschende Wort doch, dass auch ihm das Edle das innere Wesen betrifft, das Vornehme das Sich geben nach Aussen. Des persönlichen Adels, den sich der Mensch erwirbt, und des schönen Wetteifers zwischen Edelleuten und Bürgerlichen im Streben danach gedenkt Goethe aus Jugenderinnerungen in „Dichtung und Wahrheit“, und als „ein wundersames Zeugnis“ für die Übereinstimmung mit Gesinnungen, die ihn und seine Freunde der Frankfurter Zeit bewegten, schaltet er dort einen grossen Teil des erwähnten Briefes Huttens an Pirckheimer seiner Darstellung ein. Und wenn es sich hier wesentlich um die

nobilitas im humanistischen Sinne als die Auszeichnung handelt, die man sich vor allem durch wissenschaftliche Studien erwirbt, so hat er seiner hohen Auffassung des sittlichen Adels, der allein den Menschen über alle irdischen Wesen erhebe und uns göttliche ahnen lasse, den Ausdruck schlichter Grösse gegeben in jenem Unvergänglichen: „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut“!

Das 13. Jahrhundert, die Wende des Mittelalters und die Wende des 18. Jahrhunderts: das waren die Höhenzeiten deutscher Kultur, in welchen Männer an der Vergeistigung des Begriffes „Edel“ gearbeitet haben, die wir mit Fug und Recht, „die Edelsten der Nation“ nennen. Verschieden haben sie den Begriff nüanciert, auf verschiedene Lebensgebiete ihn bezogen, aber gemeinsam ist ihnen die Vorstellung, dass das Edle einen Gegensatz bildet zu materialistischem Egoismus, dass es über ihn erhaben ist durch ein verfeinertes und vertieftes Empfinden oder durch hülf- und opferbereite Hingabe an eine sittliche Idee.

Diese sittlich edle Gesinnung in unserm Volke zu beleben und zur Betätigung für das Vaterland zu erziehen, das war in jener Periode von Deutschlands Erniedrigung und Wiedergeburt, deren 100jähriges Andenken jetzt mit ernster Mahnung bei uns eingekehrt ist, das Streben der geistigen, politischen und militärischen Reorganisatoren in Preussen, an deren Spitze wiederum ein grosser Sohn unserer Provinz steht, einer, der mit dem Geburtsadel den Geistesadel vorbildlich vereinte, Freiherr von Stein. Dankbar erinnern wir uns heute, am 18. Oktober, der Krönung dieses Strebens durch den befreienden Sieg, dankbar auch des Anteils, den die preussischen Universitäten an der Befreiungstat gehabt haben. Jene ideale Gesinnung, die an ihnen vor allem in schwerster Zeit geweckt und gepflegt wurde, ist ein leuchtendes Vorbild für alle Zeiten. Den Doktoradel haben die Universitäten nicht mehr zu vergeben, und ohne Klage würden wir auch den *vir praenobilissimus*, sein letztes Überlebsel, von den Diplomen schwinden sehen.

Aber jene nobilitas des Geistes, welche zuerst die Humanisten aus der Hingabe an die Wissenschaften erblühen sahen, und jenen sittlichen Adel, welchen unsre grossen Dichter und Denker lehrten und der sich in den Zeiten der Freiheitskriege in der opfermutigen Hingabe an die nationale Idee bewährte, den sollen die Universitäten pflegen. Ob als hochwohledle und hochgelehrte Männer *betitelt* oder nicht, edle und wohlgelehrte Männer zu *sein* und als solche sich im Dienste der Wissenschaft und des Vaterlandes zu erweisen, das, Kommilitonen, sei das Ziel Ihres akademischen Lebens und Strebens!

Für die rechtshistorischen Fragen, die sich an die nobilitas knüpfen, verweise ich auf R. Schröders Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte mit seinen reichen Literaturangaben.

Die Zettel des deutschen Rechtswörterbuchs konnte ich unter freundlicher Beihülfe des Dr. v. Künssberg in Heidelberg benutzen; hier kann ich nur weniges daraus mitteilen, was durch den Zusatz DRW gekennzeichnet wird.

S. 5. Syrophenissa genere: von adele eine Sirophenissa. — Hoc genus in nullo potest exire nisi in oratione et jejunio: das adil mak man in keime dinge usgewerfen den in gebete und in vasten. — Quia non est propheta sine honore nisi in patria sua et in domo sua et in cognatione sua: des nirne en ist der prophete an ere den in sim veterlichen lande und in sime geadelten slechte und in sime huse. Zeitschr. f. deutsche Wortforschung 2, 161.

S. 5. Die *adelvrouwe* wird Sarah im Gegensatz zu Hagar genannt MSD XXXIV,27, ebenso *adelwîp* Diemer, d. Ged. d. 11. u. 12. Jahrh. Anm. zu 102, 1. Der *adelsun* Diem. 353, 19 ist Isaak im Gegensatz zu Ismael, und dem entspricht in der symbolischen Ausdeutung ihrer Geschichte MSD a. a. O. der Gegensatz von *edilû kint* und *der dûwi kint*. Ebenso wird bei Herbort v. Fritzlar, Troj. Krieg. 11589, *Deiphebus, der adelson, Siseleus, dem bastharte*, gegenübergestellt. Die 70 *adelbruoder*, welche Abimelech tötet, Benecke-Müller-Zarncke Mhd. WB 1, 271, sind die echten Söhne des Jerub-Baal-Gideon, während Abimelech dessen Kebssohn war: Liber Judicum 9, 5 u. 8, 29—31. Diese Verhältnisse kommen in den Wörterbüchern und auch bei Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde 4, 193, nicht zur Geltung. Vgl. weiter: *dat se der coplude gelde willen vorkopen jowelkeme bederven manne de echt unde adelsone geboren is unde sine ere bewart hebbe.* Goslarer UB, S. 659, Nr. 996 (1334) DRW. — Für *heros adelsun* Fdgr. 1,357a vermute ich *heres.* — Athalbarn als friesischer Eigenname bei Socin, Mittelhochdeutsches Namenbuch (Basel 1903), S. 218.

S. 5. Die Namen Halbswap u. s. w. bei Socin S. 214f.

S. 6. *Edelinc* bei Otfried, Widmung an Ludwig 18 (vgl. edil Franko 13). So gehört *fordorono guati* zum *ediling* I 23, 45f. Anderseits: *Ein burg ... thar warun io ginante hus enti wenti zi edilingo henti* I 11, 19—42 (von Joseph und Maria ist hier noch nicht die Rede gewesen). An der entsprechenden Stelle heisst es im Heliand 345: *that alla thea elilendiun man iro odil sohtin, helidos iro handmahal* (vgl. 360 *thes helides handmahal*). Ein Unterschied zwischen *odil* und *handmahal* lässt sich hier nicht konstruieren, wie Schönhoff Z. f. d. A. 49, 335 will.

S. 6. *Daz sin dev drev geslahte, dev gestent mit durnahte: einez daz ist edele, die hant daz hantgemahele; die andere frige lûte, di tragent sich mit gûte; di driten daz sint dinestman... darunder wurden chnehte* (vorher entspricht *des must du* (Ham) *imer scalch sin und allez din geslahte*). Diemer, deutsche Gedichte des 11. u. 12. Jahrh. 15, 1ff., 14, 19f.

S. 7. Über die Niederung durch Eingehen des Lehensverhältnisses zu einem Standesgenossen s. Ficker, Vom Heerschilde S. 7. Vgl. auch Schulte Z. f. d. A. 39, 189ff.; dass der bessere Ehegatte der ärgeren Hand folgte, s. ebenda 196f.

Auch in der Gudrun geht schliesslich der ganze Konflikt auf ein solches Motiv zurück. Hilde weist Hartmuts Werbung um ihre Tochter als unziemlich zurück, weil sein Vater König Ludwig von ihrem Vater, König Hagen, Burgen zu Lehen trägt. Darum würden auch ihre Verwandten nicht von Ludwigs Hand Lehen nehmen können, sie würden dadurch in einen niederen Heerschild kommen. Gudr. 610, 819.

S. 8. Vorrecht des Adligen auf Schonung und Mitleid: *Nu hâst in dîner jugende vil wünneclîchiu lide. west ich obe du edel wærest, ich gæb dir gerne fride* Wolfdietrich A, 475. *dîn kumber ist mir leit; du maht wol edele wesen: sîdîn sint dînin kleit* 563.

S. 8. Eine edele Empfindung darf man nicht etwa in der *edelen minne* suchen, von der Nib. B 629, 3; 678, 3 (A 626, 3); 1157, 2 die Rede ist; der Ausdruck bezieht sich da auf das legitime Beilager eines königlichen Pares. Ebenso Wolfdietrich D VI 38, 4 die *edele minne* und ebenda VIII, 337, 4 *diu edele hôchzît*. Vgl. Gudr. 622, 4.

S. 9 Im Nibelungenlied ist *edel* (nach Bartschs Wörterbuch) etwa 340 mal, im Wolfdietrich D 214 mal belegt. Demgegenüber habe ich in Heinrich von Veldekes Eneide, abgesehen von der Verwendung des Wortes zur Bezeichnung von Edelsteinen, bis Vers 10600 kaum 50 Fälle, in den 10135 Versen von Hartmanns Erec mit derselben Einschränkung 31 (sonst 34) Beispiele, im Iwein (nach Beneckes Wörterbuch) im ganzen nur 13 und in den 24810 Versen von Wolframs Parzival nur 22 Fälle

(neben 13 Beispielen für Edelsteine) bemerkt. In Wolframs sämtlichen Dichtungen zählt Guido Riemer, Die Adjectiva bei Wolfram (Leipz. Diss. 1906), S. 12 alles in allem 69 Fälle. Von den Lyrikern gebrauchen Kürenberc und Dietmar von Eist das Wort je einmal bei ritter, Dietmar und Meinloh je zweimal bei frouwe. Heinrich v. Veldeke lässt M F 60, 17 dem Musterliebhaber durch die frouwe das Prädikat *edel unde fruot* beilegen, das er ihr selbst zurückgibt; mit dem Standesattribut mischt sich hier der auch in dem *êren* V. 14. 17. 25 hervorgekehrte Begriff der *hövescheit*, doch ist das ganz vereinzelt. Die übrigen Minnesänger in MF verwenden das Wort *edel* überhaupt nicht.

S. 10. Nur einmal, Erec 4455 ff, nimmt Hartmann einen Anlauf zu der Ansicht, dass *tugent* mehr als Geburt *edelet*, aber er lenkt sogleich wieder in das Geleise der alten Anschauung ein und lässt denselben König Guivreiz, der sich zwar mit der *tugent* seines Überwinders über seine Niederlage getröstet hat, doch die völlige Aussöhnung mit seinem Geschicke von der Frage abhängig machen, ob sein Besieger aus edelm Geschlechte sei (V. 4521 f 4532 f). In aller Schroffheit aber kommt diese alte Auffassung V. 9345 ff zum Ausdruck.

S. 10. Ein einziges mal im Willehalm, also nachdem er Gottfrieds Tristan kennen gelernt hatte, verbindet Wolfram *edel* mit *herze* (Willeh. 62,8), aber nur synonym mit *ûzerkorn* und *lûter*, und die Rede ist vom Fürsten Vivianz. Wenn es Willeh. 342,24 heisst: *Dîn hôher muot swederhalp der edelt hin, daz wirt an prîse dîn gewin*, so bedeutet das nichts als „nacharten".

S. 11. Das *edele herze* und die Natur: *diu kleinen waltvogelîn, diu des ôren vröude sulen sîn, bluomen, gras, loup unde bluot und swaz den ougen sanfte tuot und e d e l e h e r z e erfröuwen sol* Trist. 547. *diu sælige nahtegal ... kallete ûz der blüete mit solher übermüete, daz dâ m a n c e d e l e h e r z e van fröud unde hôhen muot gewan* 578. Das *edele herze* und der Gesang: *der vil liebe vogelsanc* (d. i. der Minnegesang) *ermant vil dicke den man, der ie ze liebe muot gewan, beide liebes unde guotes und maneger hande muotes, der e d e l e n h e r z e n sanfte tuot; er wecket friuntlichen muot, hievon kumt inneclîch gedanc* 4763 ff. Frauenschönheit: Blanscheflurs schöner Anblick macht *manec e d e l e h e r z e hôchgemuot* 642; wer sie ansah, *der minnete darnâch iemer mê wîp unde tugende baz dan ê.* Isoldens Schönheit und ihr süsser Gesang *in vil manic e d e l e h e r z e sleich und daz zouber dar streich, daz die gedanke zehant vienc und vâhende bant mit senede* 8131.

Tristan und Isolde tragen die Minne *in e d e l e n h e r z e n verholne* 1194.

Seine Dichtung hat Gottfried unternommen *e d e l e n herzen zeiner hage, den herzen den ich herze trage, der werlde in die mîn herze siht. ich meine ir aller werlde niht, als die von der ich hœre sagen, diu*

deheine swœre müge getragen und niwan in fröuden wellen sweben: die lâze ouch got mit fröuden leben! u. s. w. Trist. 45 ff. — *Diz leit ist liebes alsô vol, daz übel daz tuot sô herzewol, daz ez kein edele herze enbirt, sît ez hie von geherzet wirt* 115 f. Weil Tristan und Isolde um der Liebeswonne willen soviel Leid im Herzen getragen haben, nur darum beglückt ihre Geschichte die *edelen herzen* und ist *aller edelen herzen brôt* 211 f. 233. Wem so der Liebeskummer in Wonne der Wehmut sich auflöst, der ist ein *edeler senedœre.* Für solche hat Gottfried seine Erzählung geschrieben (121), und *edele senedœre* sind Tristan und Isolt selber 127.

Leib und wohlangewandter Besitz vgl. 5701 f. Natürliche Geistesanlagen und Erziehung: *daz knappe nie von hövescheit und von edeles herzen art baz noch schôner geedelt wart* 2262.

S. 11. *des edelen herzen amme.* Vgl. Isoldens Unterweisung in der *moraliteit* Trist. 8006—19. Bildungsbestrebungen des edlen Herzens: *sîn edelez herze seite im daz: erkande er fremeder lande site, dâ bezzerter die sîne mite* 459.

S. 11. Gottfrieds Dichtung *edelt muot* (174), dagegen ist Wolframs *rede niht alsô gevar, daz edele herze iht lache dar* 4679, und *in edelen ôren lûtet baz ein wort, daz schône gezimt, dan daz man* (Wolfram) *ûz der bühsen nimt* 7947.

Solche für edele Herzen geeignete Dichtung wird dann auch selbst edel genannt, vgl. *den edelen leich Tristanden* 19205.

S. 11. *edeler muot* wird ganz gleichbedeutend mit dem edelen herzen gebraucht 201 f. Mehr die Äusserung des edlen Herzens ist er 4993; in unbestimmterem und allgemeinerem Sinne wird der Ausdruck 5702 gebraucht und 6721, wo edeler muot und reine art dem äusseren Gebahren gegenübergestellt wird.

S. 12. Konr. v. Würzb. Partonopier 226 *swer edeles herzen ie gepflac, der biete alher daz ôre sîn.* Rudolf, Willehalm, Anfang: *Reiner tugende wîser rât von edeles herzen lêre gât.* Weitere Belege für das *edele herze,* teilweise mit völliger Verflachung des Begriffes: Part. 912, 941, 1530, 1732, 3385, 13179, 13528, 14984, 15139, 17424. Engelh. 266, 276, 857, 1013. — *edele senedœre* Rudolf von Ems, g. Gerhard 4823.

S. 12. Für *gentil cuer* weist Alfr. Schulz mir folgende Stellen nach: *en gentil cuer doit on trover merchi* (Lieder des Castellans v. Coucy ed. Fath, S. 43). *De gentil cuer vint chil consous* (Renclus de Molliens, Miserere CV, 12). *Cuer gentil, douz et debonere Fait tantost ce qui est a fere* (Clef d'amors 253. 13. Jahrh.). *Cuer gentil, pour rienz qu'il avienge, d'amer ennuyé ne se tienge* (ib. 1823). Vgl. Schultz-Gora, Zwei afrz. Dichtungen: La Chastelaine de St. Gille. Du Chevalier au Barisel

Halle 1899, S. 60 Anm. zu 197. Vgl. auch Godefroy, Dictionnaire de l'ancienne langue française IV, 261.

S. 13. *Sexaginta sunt reginae et octoginta concúbinae: Reginae daz sint die edelen sêla die der sint sponsae regis aeterni per conjunctionem fidei.* Williram hg. v. Seemüller 103,5. *Gotis brûth dû sêli adilvrouwi ... der lîchami ist der sêli chamerwîb ... dû sêli ... sol edilu kint giwinnin* M S D XXXIX, 27 u. Anm. Diemer, Deutsche Gedichte des 11. u. 12. Jahrh. S. 102, 1 u. Anm.: *Abraham ... hatte zwene sune, einen bi siner dirnen, den andern bi sinem adelwibe ... bi dem adelwibe ist bezeichint die sele.*

S. 13. *Du herre Jesu Kriste bist edeler unde kreftiger denn diu sêle, darumbe verwandelst du si in dich selben:* David v. Augsburg (Pfeiffer, Mystiker 2, S. 377, 19).

Die liebe Braut Gottes ist *die edel sêle* Mechtild v. Magdeburg 12; die Seele spricht: *ich bin edel und vrî geborn; ich mûs nit ungeêret sîn des ich alleine minne, so mûs ich gewinnen das mich minnet, trûtet, êret* (39). *Die edel nature Gottes* ist bereit, die minnende Seele zu empfangen (26), das Verlangen das diese von Natur zu Gott hat ist die *edel begerunge* (22).

Die Geburt Gottes muss geschehen *in dem aller lûtersten und edelsten und subtilsten daz die sêle geleisten mac.* Pfeiffer, Myst. II, 3, 21 ff.; 4, 24; vgl. 24, 30; 44, 14. *Waz weistu, waz adels got habe geleit in die natûre diu noh niht alle geschriben sint, mêr noh verborgen. Wan die von dem adele der sêlen schriben, die enwâren noch danne niht nâher komen dan si ir natürlich vernunft truoc; sie enwâren nie in den grunt komen* 9,27. *einz (daz schouwende leben)* ist *gar edel, daz ander (daz würkende)* ist *sêre nütze. Maria was sêre gelobet, daz si daz beste hete erwelt; so was ouch Marthen leben gar nütze* 18, 18. *wîp ist daz edelste wort daz man der sêle zuo gesprechen mac und ist edeler denne juncfrouwe* (wegen der Empfängnis Gottes) 43, 13. Rulman Merswin, Neun Felsen S. 16, sieht wunderbar glänzende, liebliche Bildchen von einem hohen Felsen auf die Erde fallen, wo sie dann kohlschwarz werden: es sind die *eddeln sellen, die got beschaffen hat und sie noch imme selber gebildet hat, und sendet got denne die eddeln sellen usser irme ursprunge herabbe uffe das ertriche zu den wibesnamen ... so güsset got die eddelle selle in den lichomen.* Das Schwarzwerden bedeutet ihre Befleckung durch die Erbsünde. S. 62 f. dann weiter ausführliche Erörterung über das Verhältnis der *edelen sêle* zu dem *fûlen stinkenden lichomen. nu het die selle von irme addelle das si alles ueber sich uf siht und rotet alles dem lichomen das er ir folge.* Wenn das geschieht dann *wird das fas noch der eddelen sellen*

smeckende u. s. w. S. 65. Die edle Seele zu schauen, wie sie in ihrem Ursprung von Gott gebildet ist, könnte keine menschliche Natur ertragen; deshalb die Bilder.

So wird auch schon bei Lamprecht v. Regensburg, Tochter Syon 2327 f. *diu edele sêle, diu alein edel an in (den edelen liuten) ist, geswachet mit der werlde.*

S. 13. Als Riwalin, der auch in leidvoller Liebe Bewährte, gefallen ist, sagt Gottfried: *und sol sín got von himele pflegen, der edeler herzen nie vergaz* Trist. 1708.

S. 14. Thomasin, Wälscher Gast 3881 ff. 3923 ff.

S. 15. *εὐγενεῖς γὰρ εἶναι δοκοῦσιν οἷς ὑπάρχει προγόνων ἀρετὴ καὶ πλοῦτος* Polit. Susemihl VIII, 1, 3. *ἡ γὰρ εὐγένειά ἐστιν ἀρετὴ καὶ πλοῦτος ἀρχαῖος* ib. V, 6, 5. Anderseits *ἔστι δὲ εὐγενὲς μὲν κατὰ τὴν τοῦ γένους ἀρετήν· γενναῖον δὲ κατὰ τὸ μὴ ἐξίστασθαι ἐκ τῆς φύσεως. ὅπερ ὡς ἐπὶ τὸ πολὺ οὐ συμβαίνει τοῖς εὐγενέσι.* Rhetorik II, 15.

Seneca, ad Lucilium epist. XLIV: Omnes si ad primam originem revocentur a diis sunt. . . . Bona mens omnibus patet: omnes ad hoc sumus nobiles . . . Quis ergo generosus? ad virtutem bene a natura compositus . . . Animus facit nobilem.

Boethius, De Consolatione Philosophiae lib. III cap. VIII.

S. 15. Winsbeke Str. 28.

Reinmar v. Zweter, herausg. v. Roethe, S. 451. Vgl. auch Reinmars vorausgehende Sprüche, die Parallelen auf S. 592 und Roethes Einleitung S. 231 ff.

S. 15—16. Helmbrecht 483 ff. — Freidank 54, 6 ff. Vgl. auch Eberhard v. Gandersheim V. 145 ff.; Braunschw. Reimchr. 114 ff. Auf *tugent von art* führt Ammenhusen, Schachbuch 3521 ff. den Adel zurück. Eigentümliche Deduktionen aus dem deutschen Sprachgebrauch, der Lehre der Mystiker und Seneca bietet Rothe, Ritterspiegel 1919 ff.: *Edil nennet man sin blud Und sin herze, merkit dit ebin. Man spricht nicht: du edilz houbet, Edele fuze, arme und hende, Zu sprechin ist daz nicht irloubit, Wi doch dese gelede sint genende. Man sprichit nicht: du edele hued, Buch fleisch und ouch gebeine, Daz blud und herze habin den lud, Des andirn vorgizzit man reine* (Des Leibes Adel, d. i. Gesundheit und Schönheit, adelt nicht) 1941 *Worum man abir daz adil zu Lege dem herzin und dem blute? Di sele hat darinne er hute. In dem blute steckit der geist, God hat ez selbir gesprochin, In dem herzin wonit er allir meist . . . . Dit ist ein zeichin, wi daz adil Komit von der sele dar Und nicht von des libis dradil nach allir wisin meistir lar: Seneca spricht* (ein schöner Leib macht niemand gut: ist aber die Seele voll Tugend, so ist der Leib geziert *und hat schones adil enphangin* u. s. w.).

S. 16. In Frankreich handelt Andreas Capellanus, De amore (rec. Trojel, Havniae 1892) von der durch die *probitas morum* bedingten *nobilitas* (S. 17) oder *der nobilitas morum* (S. 24 u. ö.). Über Erörterungen vom Tugendadel in Italien im 13. Jh. s. Gaspary, Geschichte der italien. Literatur II, 121. I, 518; Vossler, Die philosophischen Grundlagen zum süssen neuen Stil S. 24 ff. Der Ausdruck *cor gentil* findet sich bei Guido Guinicelli (von 1230—76): Vossler S. 38 ff. Gottfried von Strassburg war ihm in dem Ausdruck wie in der Beziehung des Seelenadels auf die Liebe längst vorausgegangen. Zu Dante vgl., ausser Vossler a. a. O., Paur, Dante über den Adel: Neues Lausitzisches Magazin 66, 145 ff. (1890); Kraus, Dante S. 693 Anm.

S. 16—17. Dante, Paradiso XVI, 1. Monarchia (ed. Witte[3] Vindob. 1874) II c. 3.

S. 17. Petrarca, De remediis utriusque fortunae (exc. Le Preux 1595) Dial. XVI de origine generosa.

S. 17. Poggii Flor. Opera (Basileae 1538) p. 64 ff. Vgl. auch Burckhardt, Kultur der Renaissance[8] Bd. 2, 77 ff. 308.

S. 18. Über den Tractatus de Nobilitate bei Eyb und das lateinische Original s. Herrmann, Albrecht v. Eyb, S. 292 ff. Die Übersetzung des Niklas v. Wyl in dessen Translatzionen (Stuttg. Lit. Ver. LVII) S. 283 ff. — Felix Hemmerlin, de Nobilitate, vgl. Reber, F. Hemmerlin (Zürich 1846) S. 32 f. u. 197—268. Ausgabe der Schrift des Peter v. Andlau v. Hürbin in der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte; Germ. Abteilung 12, 34 ff. 13, 163 ff. vgl. 16, 41 ff. und 18, 1 ff. Jos. Hürbin, Peter von Andlau, der Verfasser des ersten deutschen Reichsstaatsrechts (Strassb. 1897).

S. 19. Peter v. Andlau gegen den bildungsfeindlichen deutschen Adel, s. de Caesarea monarchia lib. II tit. XI und Hürbin, S. 204 f. — Hutten, Opera ed. Böcking Vol. I p. 208 ff.

S. 19 f. Über den Doktoradel s. besonders Fitting, Das castrense peculium (Halle 1871), S. 547 ff. 584 ff., vgl. auch Laband, Rektoratsrede über die Bedeutung der Rezeption des römischen Rechts für das deutsche Staatsrecht (Strassb. 1880) S. 45 f. Hürbin, S. 211 f.

S. 20. Die Verse gegen die Juristen (nach Jakob von Solothurn) bei Reber, Hemmerlin S. 215.

S. 21. Hutten, Opera ed. Böcking IV, 378 ff.

S. 21. Die österreichische Bestimmung s. bei Sonnenfels, Ges. Schriften III, 33 (DRW)

S. 23. aim fryen edel, aim ritter streng, aim edelman vest, aim burger erber. Wyl, Transl. 354, 4, vgl. 359, 1 f.

S. 24. In den ersten 34 Oden finde ich 30 Beispiele für edel.

In der schrullenhaften Terminologie der Gelehrtenrepublik heisst es: Werke (Leipz. Göschen 1839) 8, 15: Wer als Entdecker oder Erfinder eine gewisse Höhe erreicht hat, ist ein Edler. Damit man dies Wort ja im rechten Verstande nehme, so merken wir an, dass es gar keine Beziehung auf diejenigen Edlen habe, welche Verdienste erben. Unsere Edlen haben selbst Verdienste.

S. 25. Es fehlt auch nicht an parodistischen Wendungen vgl. bis die „übrig gebliebenen wenigen edlen“ (die letzten Zähne) der alten Nonne in Schillers Räubern II, 3.

S. 25. Kant, Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen (1764).

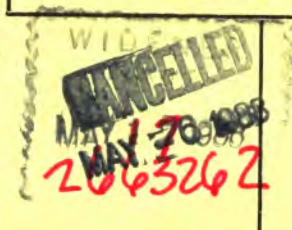
S. 25f. Schiller, Über das Pathetische: Werke (Säkularausgabe) Bd. 11, S. 251, 30ff. Über die ästhetische Erziehung des Menschen: ebenda Bd. 12, S. 90, 19ff., vgl. auch S. 344, 16ff. Über Anmut und Würde: ebenda Bd. 11, S. 221, 19ff. (vgl. auch S. 242, 15f.).

S. 26. Goethe, W. Meisters Lehrjahre: Werke (Weimar) Bd. 22, S. 250; Dichtung und Wahrheit: ebenda Bd. 29, S. 73ff., vgl. S. 218f.





THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.



8246.39.3
Der Bedeutungswandel des Wortes ede
Widener Library 003741062
3 2044 086 643 681